

Perlenfischen

Von Roger von Wartburg

Perle 1: «Die Lehrer sind vernünftig genug»

Wo: NZZ am Sonntag

Wer: Mauro Dell'Ambrogio, scheidender Staatssekretär für Bildung, im Interview mit René Donzé

Wann: 22. April 2018

«Was mir Sorgen bereitet, ist die Tendenz zu mehr Bürokratie – und dass immer höhere Forderungen an die Ausbildung von Berufsleuten gestellt werden. [...] Jahrelang hat man versucht, Lehrer und Forscher von Administration zu entlasten, indem zusätzliche Verwaltungsstellen geschaffen wurden. Erreicht wurde das Gegenteil, weil diese zusätzlichen Aufwand verursachen. Man kann Arbeit nicht loswerden, indem man Bürokraten anstellt. Denken Sie zum Beispiel an Schulverwaltungen oder an administratives Personal in der Forschung. Früher konnten Professoren ihre Kongresse noch selber organisieren.

[...] Jedes Bundesamt will seine speziellen Interessen in das Bildungswesen einbringen. Etwa in Bezug auf Gesundheitserziehung, auf Nachhaltigkeit oder anderes. So wird jeder Modebegriff zum Schulthema. Das ist zwar gut gemeint, überfordert und demotiviert aber jene, die am Ende die Inhalte vermitteln müssen. Die Lehrer [...] brauchen nicht seitenweise Vorschriften, sondern gute Lehrmittel.

[...] Studien zeigen, dass das Niveau der Schüler dort tiefer ist, wo die Maturquote höher ist. [...] Ein echtes Problem ist [...] die Kompensierbarkeit von ungenügenden Noten. Es braucht gewisse Grundkompetenzen in Sprache und Mathematik. Schlechte Leistungen in diesen Fächern dürfen nicht kompensiert werden mit guten Noten in anderen Fächern. Wer in der Mathematik die Proportionalität nicht begriffen hat, darf die Matur nicht erhalten. Diese muss garantieren, dass die Studierfähigkeit vorhanden ist.

[...] Im Ausland gibt es [...] keine Berufsmaturität, keine Fachhochschulen und keine höhere Berufsbildung. Insgesamt

ist unsere Quote hoch genug. Bei der gymnasialen Matur sollte diese nicht erhöht werden. Sonst passiert dasselbe, wie in anderen Ländern, wo es fast nur noch Studenten gibt: Die Qualität sinkt. Wir wollen mit fähigen Studenten arbeiten, nicht mit einer breiten Masse an jungen Leute, die einfach einen akademischen Abschluss wollen, um Karriere zu machen. [...] Es ist nicht eine Frage der Quantität der Studierenden, die wir ausbilden, sondern der Qualität.



FOTOLIA

[...] Das ist das Schöne an unserem dualen System: Wir haben hervorragende Bildungswege für alle Begabungen. Wir können insbesondere stolz sein auf unsere Berufsbildung. [...] Ich habe festgestellt, dass in vielen Ländern bereits die Mit-

telschicht ihre Kinder nicht in eine Lehre schicken will. Dort ist die Lehre etwas für Verlierer. Dies zu verändern, braucht Generationen. [...] Aber machen wir uns keine Illusionen. Es gibt kein Land, das die Berufsbildung in unserem Sinne übernehmen könnte, weil die Voraussetzungen dafür fehlen. Wir können höchstens hier und dort etwas am Bewusstsein arbeiten.

[...] Es braucht vielleicht da und dort zwischendurch Retuschen, doch im Grossen und Ganzen geht es darum, unser Bildungswesen zu stärken. Wir müssen der Versuchung widerstehen, auf alle kurzfristigen wirtschaftlichen oder politischen Bedürfnisse zu reagieren.»

Perle 2: «Fördern bis zur Überforderung»

Wo: SRF online

Wer: Anna Jungen

Wann: 25. März 2018

«Die Mehrheit der Kinder in der Schweiz gibt an, gerne zur Schule zu gehen. Gleichzeitig klagen sie vermehrt über Leistungsdruck und Stress. Laut einer Studie der Weltgesundheitsorganisation (WHO) leiden 27 Prozent der elfjährigen Kinder in der Schweiz unter Schlafproblemen, 15 Prozent klagen über ständige Niedergeschlagenheit. Zwölf Prozent leiden regelmässig unter Kopfschmerzen. Die Direktorin der Stiftung Pro Juventute, Katja Wiesendanger, findet deutliche Worte: «Stresssymptome, die wir bisher von Managern kannten, sind im Kinderzimmer angekommen.» Als häufigster Grund für Stress wird die Schule genannt. Aber ist die Schule wirklich stressiger geworden?

Christine Staehelin ist seit über 30 Jahren Primarlehrerin in Basel-Stadt [...]. «Ich höre immer wieder, der Leistungsdruck in der Primarschule habe zugenommen», sagt sie. «Man muss sich allerdings genau fragen, woher dieser Druck denn kommt.» Eltern würden heute der Bildung einen viel grösseren Stellenwert zumessen. Den Druck, den sie so auf ihre Kinder ausüben, würden diese verinnerlichen. «Es herrscht eine gewisse Abstiegsangst unter den Eltern. Diese geben sie an ihre Kinder weiter.»

Gleichzeitig müssten Kinder je länger je mehr Verantwortung für ihr eigenes Lernen übernehmen, so Staehelin. Gerade die neuen, als fortschrittlich geltenden Lernformen, das so genannte selbstorganisierte Lernen, sei für gewisse Kinder eine Überforderung. «Kinder müssen heute vieles selber machen», erklärt Staehelin. «Es wird von ihnen erwartet, dass sie ihren Lernprozess selber steuern und planen. Damit sind sie ständig auf sich selber zurückgeworfen. Das kann Stress auslösen.»

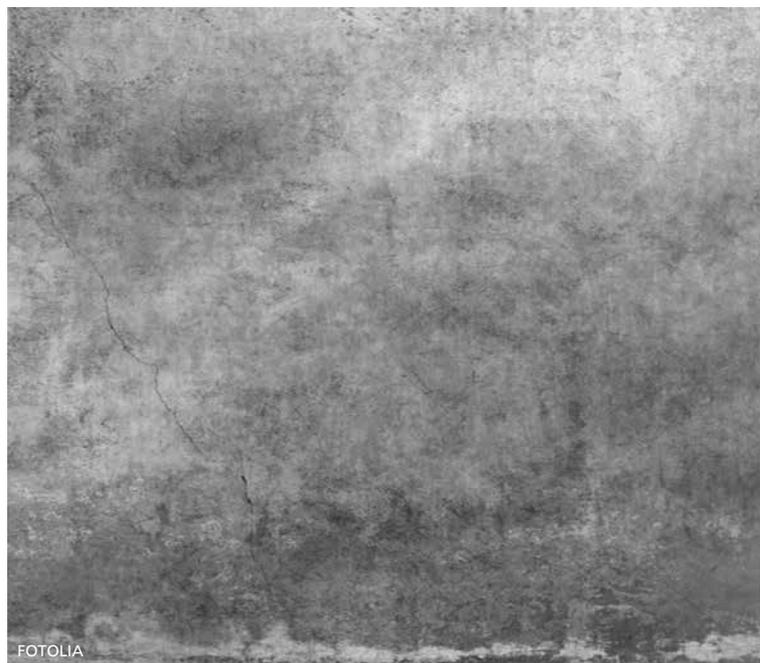
Selbstorganisiertes Lernen basiert auf der Idee, dass Lernprozesse dann erfolgreich sind, wenn Kinder besonders viel mitbestimmen können. Das heisst, sie setzen sich selber Lernziele, die sie erreichen wollen. Sie motivieren sich selber, suchen selber nach Lernstrategien und übernehmen damit Verantwortung für ihr eigenes Lernen. Selbstregulierte Lernformen betonen die aktive Seite des Lernens und der Lernenden und nehmen diese viel mehr in die Pflicht. Gerade für starke Schülerinnen und Schüler bieten solche Lernformen viel Freiheit und Mitbestimmung. Lehrpersonen können individueller auf Schülerinnen und Schüler eingehen.

Trotzdem: Diese Verschiebung von Verantwortung hin zum Kind findet Christine Staehelin heikel: «Die Erwachsenen verabschieden sich aus der Verantwortung. Gerade inner-

halb eines pädagogischen Kontextes geht das nicht. Bildung und Erziehung ist etwas, was wir Erwachsenen den Kindern zumuten [...]. Wir können nicht erwarten, dass die Kinder das selbst tun. Das ist eine Überforderung, besonders für die Kinder, die in der Schule Mühe haben.»

Auch der Kinder- und Jugendpsychologe Allan Guggenbühl pflichtet Staehelin bei. Zwar klinge selbstorganisiertes Lernen in der Theorie toll und nach Mitbestimmung. In der Realität aber seien solche Lernformen schlicht nicht kindgerecht: «Selbstorganisiertes Lernen setzt eine Vorstellung von Autonomie voraus, die es bei Kindern gar noch nicht gibt. Die Kinder werden alleine gelassen. Das löst Stress und Überforderung aus.» Aus Untersuchungen wisse man: Kinder lernen dann, wenn sie spüren, dass die Lehrperson von einem Thema begeistert ist. «Eine Lehrperson, die mit Leidenschaft ein Thema vermittelt und die Kinder an der Hand nimmt, kann sie begeistern.» Müsse das Kind jedoch ständig selber herausfinden, was es nun lernen wolle und wofür es sich zu interessieren habe, löse das häufig Frustration aus.

Primarschülerinnen und -schüler sollen also zunehmend selbstorganisiert lernen. Ihnen wird vermittelt, sie steuern ihren Lernprozess selbst. Da entbehrt es nicht einer



*«Eine Lehrperson, die mit Leidenschaft ein Thema vermittelt und die Kinder an der Hand nimmt, kann sie begeistern.»
(Allan Guggenbühl)*

gewissen Ironie, dass gleichzeitig eine so engmaschige Beurteilung der Kinder stattfindet wie nie zuvor. Seit einigen Jahren müssen alle Kindergarten- und Primarschullehrpersonen der Nordwestschweiz einen standardisierten Lernbericht für jedes Kind ausfüllen: 72 Kreuze auf einer Skala von 1 bis 4. Die Lernberichte bewerten umfassend alle Leistungen der Kinder.

[...] «Da steht zum Beispiel: «Das Kind erledigt Aufgaben termingerecht und vollständig». Das ist doch absurd!», sagt Staehelin. «Was heisst denn Selbstständigkeit innerhalb eines pädagogischen Kontextes überhaupt? Kinder sind keine Arbeitnehmenden.» Auch Allan Guggenbühl findet die zunehmenden Rückmeldungen anhand der standardisierten Raster sinnlos: «Wichtig ist, dass man mit einem Kind im Gespräch bleibt. Das hat einen hohen Wert. Aber mit Kreuzchen in einem Raster erreicht man ein Kind nicht. Ich würde das ganz streichen.»

Zu den Beurteilungen der Lehrpersonen kommen die Selbsteinschätzungen der Primarschüler und Schülerinnen dazu. Mikael Krogerus ist Redaktor bei «Das Magazin» und Vater zweier Kinder. Auch er stellt fest, dass Kinder je länger desto häufiger dazu aufgefordert würden, sich selber einzuschätzen, sich selber zu beurteilen und konkrete Lern-

ziele für die Zukunft zu formulieren. Eigentlich alles Dinge, die man bisher aus dem Personalwesen kannte. Nun aber versprühen Begriffe wie «Zielvereinbarungen», «Standortbestimmungen» und «Portfolio» den diskreten Charme des Personalwesens und damit dessen Botschaften auch in den Primarschulen: «Geübt wird der Blick von aussen auf sich selber», so Krogerus. «Letztlich geht es um die Selbstoptimierung.»

Mikael Krogerus hat den Eindruck, dass in der Schule die klassisch-philosophische Frage aller Heranwachsenden, nämlich «Wer bin ich?», abgelöst wurde durch die Frage: «Bin ich gut genug?» «Das ist eine traurige Frage, denn es schwingt immer mit, dass man noch nicht gut genug ist und stetig an sich arbeiten muss», meint Krogerus. «Dabei geht die Freude verloren, etwas zu tun, unabhängig davon, ob man darin gut ist. Es ist letztlich eine Wettbewerbslogik, in der gut sein bedeutet: besser sein als andere.»

Man könnte also folgende These formulieren: Wer ständig dazu aufgefordert wird, über die eigenen Lernfortschritte nachzudenken und Schlüsse für die Zukunft zu ziehen, erlebt von klein auf, dass alles stetig gemessen und bewertet wird. Kinder sind so dem Leistungsdruck unmittelbar ausgesetzt, bereits in der Primarschule.»



Perle 3: «Haben wir noch eine öffentliche Schule?»

Wo: Neue Zürcher Zeitung

Wer: Walter Herzog

Wann: 18. April 2018

«Die Gründungsväter der liberalen Schweiz sahen in der Schule eine wesentliche Voraussetzung für das Funktionieren einer freiheitlichen und demokratischen Gesellschaft. Um an der politischen Öffentlichkeit teilzunehmen, ist eine gute schulische Bildung unerlässlich. Insofern die Schule ihrerseits eine dieser gemeinsamen Angelegenheiten darstellt, ist es nicht der Staat, sondern die Öffentlichkeit, die über die Einrichtung und den Auftrag von Schulen befindet. Auch wenn wir zwischen staatlicher und öffentlicher Schule oft nicht unterscheiden, kommt der Unterscheidung für das politische System der Schweiz zentrale Bedeutung zu.

Aus dem zirkulären Begründungszusammenhang schulischer Bildung ergibt sich, dass deren Kern nicht in der Entfaltung einer privaten Innerlichkeit liegt, sondern in der Vorbereitung auf ein öffentliches Leben. Zwar ist schulische Bildung immer auch von persönlichem Nutzen, wozu auch der Erwerb von Kompetenzen für die Arbeitswelt gehört, in einer demokratischen Gesellschaft stellt sie jedoch in erster Linie ein öffentliches Gut dar. Daraus leitet sich die Legitimation eines liberalen Staates ab, den Erwerb eines Minimums an schulischer Bildung für verbindlich zu erklären.

Allerdings dürfte es schwerfallen, eine allgemeine Schulpflicht durchzusetzen, wenn deren Finanzierung gänzlich den Individuen überlassen wird. In einem liberalen Staatswesen wird daher üblicherweise nicht nur die Regulierung, sondern auch die Finanzierung des Schulbesuchs als staatliche Aufgabe wahrgenommen. So legt die schweizerische Bundesverfassung fest, dass der Besuch eines «ausreichenden Grundschulunterrichts» nicht nur für alle Kinder obligatorisch, sondern auch unentgeltlich ist, sofern er an «öffentlichen Schulen» stattfindet und unter «staatlicher Leitung oder Aufsicht» steht.

Auch eine Privatschule kann unter staatlicher Aufsicht stehen und damit die Anforderungen an eine öffentliche Schule erfüllen. In verschiedenen Kantonen der Schweiz erhalten Privatschulen denn auch staatliche Subventionen, sofern sie Leistungen erbringen, die im öffentlichen Interesse liegen.

Ebenso wenig braucht die Schulaufsicht staatlich organisiert zu sein. Gerade die Schweiz kennt eine lange Tradition der Kontrolle der Schule durch die Zivilgesellschaft. Dies im Rahmen von lokalen Schulpflegen oder Schulkommissionen, die nicht selten in autonome, von der politischen Ge-

meinde unabhängige Schulgemeinden eingebunden sind. Seit einigen Jahren findet jedoch eine schleichende Entmachtung dieser Gremien statt. Ersetzt werden sie durch vollamtliche Schulleitungen und professionelle Evaluationsstellen, die in der Regel in die Hierarchie der kantonalen Bildungsverwaltungen eingebunden sind. Je mehr die Aufsicht über die Schule an Expertinnen und Experten übertragen wird, desto mehr verliert die Öffentlichkeit zugunsten des Staates an Einfluss auf die Schule.

Auf nationaler Ebene ist es die Erziehungsdirektorenkonferenz (EDK), die mit ihren Reformprojekten zur Schwächung des öffentlichen Charakters unserer Schule beiträgt. Ursprünglich als Zusammenschluss der Kantone entstanden, um die zentralistischen Ambitionen des Bundes im Bildungswesen zurückzubinden, ist die EDK inzwischen selber zum Protagonisten einer Bildungspolitik geworden, die ihre zentralistischen Tendenzen unter dem Etikett der «Harmonisierung» nur notdürftig verschleiern kann. Seit Annahme der neuen Bildungsartikel in der Bundesverfassung sieht sich die EDK legitimiert, die kantonalen Schulsysteme strukturell so weit zu vereinheitlichen, «dass die zwischen ihnen bestehenden Unterschiede bei den betroffenen Menschen keine erheblichen Nachteile oder gar Behinderungen bewirken».

Auffällig ist, dass die EDK den Reformcharakter ihrer Projekte bestreitet. So betonte der frühere Generalsekretär der EDK, das Harnos-Konkordat umfasse «keine bildungsinhaltliche Reform» im Sinne einer «Veränderung von Bestehendem». Analog heisst es in den «Rahmeninformationen» zum Lehrplan 21, dieser stelle «keine Schulreform» dar, sondern sei ein blosses «Harmonisierungsprojekt». Indem sie ihren Aktivitäten den Stachel der Veränderung zieht, versucht die EDK den Eindruck zu erwecken, als würde sie lediglich einen Verfassungsauftrag umsetzen. Dies ist eine Deckbehauptung: Die Umstellung auf eine konsequent am Output orientierte Steuerung des Schulsystems, die Vorgabe von leistungsorientierten Bildungsstandards, die Ausrichtung des schulischen Lernens an Kompetenzen, die Festlegung von Grundkompetenzen, die alle Schülerinnen und Schüler erwerben sollen, die periodische Überprüfung der Schülerleistungen mittels standardisierter Tests – keine dieser Zielsetzungen lässt sich unmittelbar aus den neuen Verfassungsartikeln zur Bildung ableiten.

Dass eine öffentliche Diskussion über die Ziele von Harnos und Lehrplan 21 nicht stattgefunden hat, erklärt zum grossen Teil die teilweise heftigen Reaktionen, die sich in

*«Je mehr die Schule in den Sog von expertokratisch und technokratisch motivierten Reformen gerät, desto mehr steht zu befürchten, dass ihre Akzeptanz in der Bevölkerung schwindet.»
(Walter Herzog)*

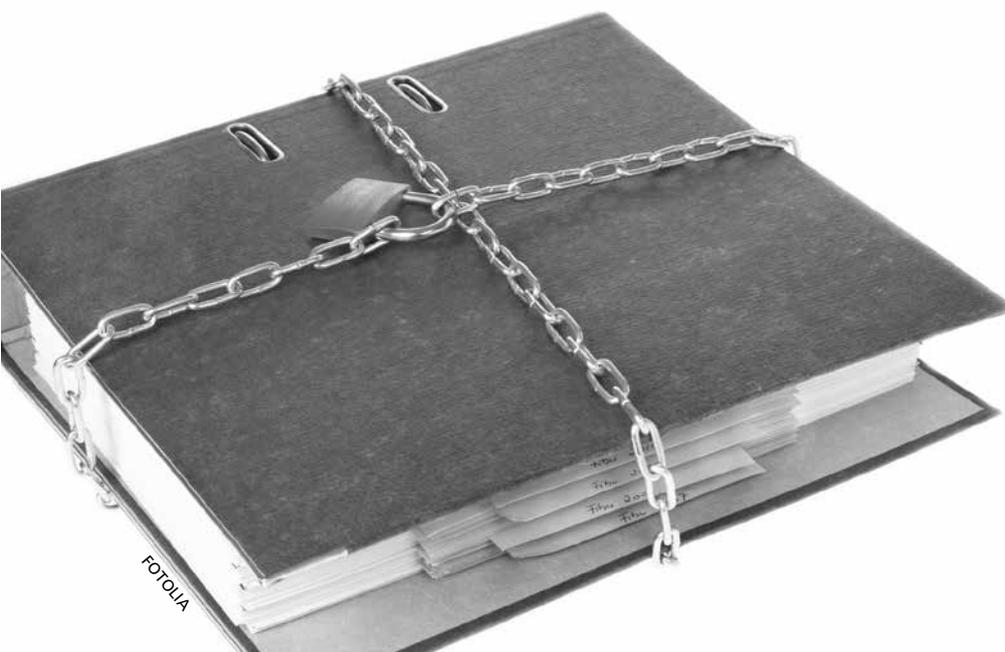
dem Moment entluden, als die Projekte an die kantonalen Parlamente zur Ratifizierung weitergegeben wurden. Gegner wie Befürworter verbissen sich in Details oder versteiften sich auf Behauptungen, die oft gegensätzlicher nicht sein konnten. Selbst aufseiten der Befürworter wurden das Harnos-Konkordat und der Lehrplan 21 völlig widersprüchlich beurteilt. Sprachen die einen von einem «Jahrhundertwerk», das unsere Schulen gründlich verändern werde, glaubten die anderen, dass sich «nichts Grundlegendes» ändern werde, ja letztlich «alles beim Alten bleibe».

Verantwortlich für diese polemische, einer Demokratie unwürdige Auseinandersetzung ist nicht nur die Flunkerei der EDK, wonach ihre Projekte keine Reformen darstellen, sondern auch die Geheimnistuerei bei der Ausarbeitung der Projekte. Über Projektstand und Projektverlauf dringt nur an die Öffentlichkeit, was die EDK in Form von Medienmitteilungen publik machen will. Nicht einmal die Protokolle der Vorstandssitzungen und Plenarversammlungen der EDK sind öffentlich zugänglich. Und wenn ein Projekt einmal zu Ende ist, kann es nur als Gesamtpaket diskutiert werden. Selbst in den Parlamenten ist eine Detailberatung ausgeschlossen.

Verhindert wird damit die notwendige, zieloffene Auseinandersetzung um die Neugestaltung des Bildungsauftrags unserer Schule angesichts einer sich dynamisch verändernden Gesellschaft. Was Alt-Bundesrat Kaspar Villiger in Bezug auf den Einfluss internationaler Körperschaften auf

den Nationalstaat feststellt, nämlich eine Verkleinerung des Volumens an politischer Substanz, das noch demokratisch bewirtschaftet werden kann, trifft irritierenderweise auch auf der nationalen bzw. interkantonalen Ebene zu, und zwar ausgerechnet im Bereich der Bildung, wo man es angesichts der konstitutiven Bedeutung einer öffentlichen Schule für ein liberales Staatswesen am wenigsten erwartet hätte.

Es sind zwei Tendenzen, die dem öffentlichen Charakter unserer Schule zusetzen. Einerseits eine auf kantonalen Ebene vorangetriebene Professionalisierung der Schulaufsicht, die demokratisch nicht legitimierten Experten wachsenden Einfluss auf die Schule gewährt. Andererseits eine durch die EDK auf interkantonaler Ebene forcierte Strategie der «Harmonisierung», die sich als schlichte Befolgung einer Verfassungspflicht ausgibt und damit einer technokratischen Politik Vorschub leistet. In beiden Fällen wird die Öffentlichkeit der schulischen Bildung geschwächt. Je mehr die Schule in den Sog von expertokratisch und technokratisch motivierten Reformen gerät, desto mehr steht zu befürchten, dass ihre Akzeptanz in der Bevölkerung schwindet. Fatal wäre, wenn damit auch das Bewusstsein für die politische Bedeutung einer funktionierenden Öffentlichkeit verloren ginge. Sollten wir je an diesem Punkt anlangen, gäbe es keinen Unterschied mehr zwischen einer öffentlichen und einer staatlichen Schule. Fraglich ist, ob wir dann noch in einer demokratischen Gesellschaft leben würden.»



*«Über Projektstand und Projektverlauf dringt nur an die Öffentlichkeit, was die EDK in Form von Medienmitteilungen publik machen will. Nicht einmal die Protokolle der Vorstandssitzungen und Plenarversammlungen der EDK sind öffentlich zugänglich.»
(Walter Herzog)*

Perle 4: «Zuerst die Arbeit, dann das Spielen»

Wo: Der Bund

Wer: Mireille Guggenbühler

Wann: 17. April 2018

«Anna* zeichnet in ihr Tagebuch – einen Sorgenfresser, «hier, schau mal». Dann schreibt die Siebenjährige die Buchstaben des Tierchens sorgfältig daneben. Die vierjährige Leni* sitzt daneben und schaut Anna zu. Sie ist bereits fertig mit Zeichnen. Die Tagebucheinträge gehören zum Morgenritual, hier, in der Basisstufenklasse E1 [...] in Köniz. [...]

Damit liegt Köniz im Trend. Denn allein in der grössten Berner Agglomerationsgemeinde ist die Zahl der Basisstufenklassen seit der Einführung vor fünf Jahren um über die Hälfte angestiegen. Die Entwicklung ist überall im Kanton zu beobachten, im urbanen Raum ebenso wie auf dem Land. [...]

Der Siegeszug der Basisstufe geht einher mit einem Rückzug des Kindergartens. Zwar ist gesamtkantonal noch kein Ende des klassischen pädagogischen Konzepts in Sicht. Punktuell ist der Kindergarten aber mittlerweile in gewissen Gemeinden von der Basisstufe ganz ersetzt oder zumindest zurückgedrängt worden. Dies nicht nur aus pädagogischen Gründen, sondern auch deshalb, weil die Schülerzahlen teilweise rückläufig sind, insbesondere in den Gemeinden auf dem Land, während sie in den Städten zunehmen.

Zudem verschmelzen ab dem kommenden Sommer die Lehrpläne für Kindergarten und Schule. Bis anhin waren diese für den Kindergarten und die Schule verschieden. Mit dem Lehrplan 21 [...] wird der Kindergarten definitiv zu einem Teil der Schule und dürfte damit seine bisherige Identität als rein vorschulische Institution verlieren. [...]

Der Kindergarten ist eine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Der deutsche Reformpädagoge Friedrich Fröbel war der Erste, der mit dem Kindergarten quasi ein Konzept der frühen Bildung vorlegte. Eine von Fröbels zentralen Erkenntnissen war, dass Kinder lernen, indem sie möglichst viel spielen. Diese Erkenntnis hat sich im Kindergarten bis heute gehalten. In der Basisstufe hingegen steht das schulische Lernen stärker im Fokus.

Anna und Leni arbeiten mittlerweile im Gang. «Das hier ist mein Lieblingsposten, sagt Anna. Gemeinsam schrauben die Sieben- und die Vierjährige verschiedene Gläser auf und zu. Das erfordert gemäss pädagogischen Erkenntnissen viel feinmotorisches Geschick, eine Voraussetzung für den Schreiberwerb. Die Suche nach den passenden Deckeln in der richtigen Grösse begünstigt erste mathematische Erkenntnisse. Die Basisstufe ist also eine Mischform von Schule und Kindergarten.

Kindergarten oder Basisstufe? Für Margrit Stamm, emeritierte Professorin für Pädagogische Psychologie und Erziehungswissenschaften, ist der Unterschied gar nicht so gross: «Viele Kindergärten werden bereits heute verschult.» Das freie Spiel werde mit den Basisstufen und dem Lehrplan 21 in Zukunft wohl noch mehr verschwinden. Das habe positive Folgen, könne aber auch zu Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern führen.

Von den Schulen wird der pädagogische Wert des neuen Modells betont: «Der Übergang vom Spielen zum schulischen Lernen ist in der Basisstufe fliessend. Und das ist ein grosser Vorteil – für alle», sagt Annas Lehrerin [...]. Der Schullaufbahnentscheid nach einem oder zwei Jahren Kindergarten fällt weg – und damit die Diskussionen darüber, ob ein Kind schulbereit ist oder noch nicht. Die Lehrerinnen der Basisstufenklasse E1 betonen: «Das Spiel kommt nicht zu kurz.» Auch die älteren Schülerinnen und Schüler des 3. und 4. Basisstufenjahrs kämen «zu intensiven Spielphasen» [...].

Die beiden Lehrerinnen [...] sind überzeugt, dass Schlüsselkompetenzen stärker gefördert werden als in den bisherigen Modellen. Dies dank der Altersdurchmischung und der Möglichkeit, im eigenen Lerntempo zu arbeiten. Es sind Kompetenzen, die im späteren Leben gebraucht werden: «Teamfähigkeit, Selbstständigkeit und das allgemeine Sozialverhalten» [...].

Trotz der Vorteile wird die Entwicklung nicht nur mit Euphorie aufgenommen. Der Könizer Bildungsvorsteher Hans-Peter Kohler etwa [...] forderte letztes Jahr im Kantonsparlament, die Einführung von Basisstufen zu bremsen. Dass kleinere Gemeinden aus strukturellen Gründen nur noch die Basisstufe führten und keinen Kindergarten mehr hätten, könne er zwar verstehen. «Braucht es die Basisstufe aber wirklich überall? Persönlich möchte ich keinen Kanton haben, in welchem es plötzlich auch in den grossen Gemeinden keine Kindergärten mehr gibt.» Der Kindergarten gehöre zur Bildungsvielfalt und habe einen hohen pädagogischen Wert, sagt Kohler.

Die Kinder in der Basisstufenklasse [...] kümmern solche Diskussionen nicht. Die Jüngeren sind mittlerweile müde geworden. Auch die vierjährige Leni. Deshalb dürfen sie und die anderen jüngeren Kinder ihre Arbeit jetzt wegräumen und frei spielen gehen.»

Perle 5: «Was tun gegen die Überforderung der Lehrer?»

Wo: SRF online

Wer: Jürg Frick im Interview mit Sabine Bitter

Wann: 22. April 2018

«Ein Problem im Lehrberuf ist, dass man nie fertig ist: Sie können eine Unterrichtsstunde immer noch besser vorbereiten, einen Ausflug noch attraktiver gestalten, jedes Jahr weitere zusätzliche Projekte übernehmen und bei einem Problemfall noch mehr und noch mehr Elterngespräche führen. Eine Schwierigkeit dabei ist, sich im richtigen Moment von übermässigen Ansprüchen abzugrenzen – auch den eigenen. Belastungen ergeben sich auch aus den zunehmenden Ansprüchen von Eltern. Ich habe selbst eine Situation erlebt, in der sich Eltern auf den Standpunkt stellen, dass ihr Sohn das Anrecht auf eine gute Zeugnisnote habe. Schliesslich seien sie in der Gemeinde potente Steuerzahler. Es kommt auch vor, dass Eltern mit einem Anwalt oder mit der Presse drohen.

[...] Es braucht genügend grosse Schulzimmer mit einer guten Lüftung, denn die CO₂-Werte sind häufig sehr schlecht. Auch Lärmdämmung ist ein Thema: In Deutschland ist Tinnitus eine anerkannte Berufskrankheit bei Lehrpersonen. Es ist auch nicht in Ordnung, dass sie jahrelang in provisorischen Pavillons unterrichten müssen, die auf dem Pausenplatz stehen. Nötig sind zudem Räume, in denen sie sich erholen und auch einmal Pause machen können.

[...] Nicht jede Lehrperson eignet sich für jede Klasse. Es ist nicht sinnvoll, einem jungen Lehrer, der frisch aus der Ausbildung kommt, eine Klasse zu übergeben, an der sich erfahrene Lehrkräfte in den letzten Jahren schon die Zähne ausgebissen haben. Wichtig ist, dass die Schulleitung bereit ist, die Lehrperson in einer schwierigen Situation anzuhören und bei der Lösung des Problems zu unterstützen. Dazu gehört, auch einmal zu fragen, was eine Lehrperson in einer spezifischen Situation braucht. Wichtig und kostenlos ist weiter, dass sie den Lehrerinnen und Lehrern gegenüber eine wertschätzende Haltung einnimmt. Zur Kunst einer guten Schulleitung gehört auch, die Ansprüche der Bildungsbehörden sinnvoll zu filtern. Hier ist weniger manchmal mehr.

[...] Unterrichten ist neben der Vermittlung von Wissen intensive Beziehungsarbeit, was bei einer Klassengrösse von bis zu 25 Kindern kaum zu leisten ist. Kleinere Klassen sind deshalb ein vordringliches Anliegen, umso mehr, als die individuelle Förderung der Schülerinnen und Schüler wichtiger geworden ist. Nötig sind auch genügend Stunden für die Integration durch Heilpädagoginnen. Das kostet. Und es kommt sofort das Argument, es sei naiv, mehr Geld für die Schule lockerzumachen. Andererseits können die Lehrkräfte als die wichtigsten «Personalentwickler der Nation» betrachtet werden. Es geht also um die Frage, was eine Gesellschaft in die Bildung der zukünftigen Generation investieren will.

Entscheidend ist die Fähigkeit, eine Klasse gut führen zu können. Vorteilhaft ist weiter, dass sich Lehrpersonen selber auch als Lernende sehen können, dass sie sich nicht schämen, wenn sie Schwierigkeiten haben, sondern Hilfe holen – sei es im Kollegium, bei der Schulleitung oder ausserhalb. Es braucht immer auch eine Reflexion darüber, ob die eigene Art und Weise, mit Problemen umzugehen, angemessen ist. In all diesen Bereichen gibt es in der Schweiz ein ausgebautes Angebot an Weiterbildungsmöglichkeiten.»

*«Zur Kunst einer guten Schulleitung gehört auch, die Ansprüche der Bildungsbehörden sinnvoll zu filtern. Hier ist weniger manchmal mehr.»
(Jürg Frick)*
